

Phänomen-Verlag

MATTHIAS THIELE

ZORA

oder von der Unmöglichkeit,
einen Zweiten seiner Art
zu finden

ROMAN

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Matthias Thiele

Zora oder von der Unmöglichkeit, einen Zweiten seiner Art zu finden
EAN 978-84-123551-0-9

© 2022 Phänomen-Verlag

Umschlaggestaltung: Junggold Agentur, Leipzig

Phänomen-Verlag

Web: www.phaenomen-verlag.de

E-Mail: kontakt@phaenomen-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und der Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen und Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile

Satz & Gestaltung: Phänomen-Verlag, 2022

INHALT

| | |
|--------------------------------------|------------|
| Prolog | 9 |
| TEIL 1 GESPINST | 11 |
| 0 Die Lesung | 12 |
| I Verschluckt vom Zauberbus | 20 |
| II Die Blumenfrau | 35 |
| III Der philosophierende Teufel | 67 |
| TEIL 2 ANNÄHERUNG | 99 |
| IV Stahl und Knochen | 100 |
| V Zoras Hausboot | 119 |
| VI Die Fabrik | 149 |
| VII Kein Schlaf, kein Sex, nur Musik | 167 |
| TEIL 3 BRUCH | 189 |
| VIII Indien | 190 |
| IX Wolf und Milan | 216 |
| X Fluggedanken | 227 |
| XI Rückzug | 232 |
| TEIL 4 ZORAS PLAN | 263 |
| XII Mephisto | 264 |

| | | |
|-----------------------|--------------------------------|------------|
| XIII | Anaís Warnung | 278 |
| XIV | Rachegelüste | 292 |
| XV | Luther ist tot, Tristan feiert | 304 |
| XVI | Das Geheimnis der Römerin | 319 |
| XVII | Ophélie | 326 |
| XVIII | Nackt | 348 |
| XIX | Zora träumt | 359 |
| TEIL 5 FRAKTAL | | 371 |
| XX | Das Manuskript | 372 |

Für Mephisto

PROLOG

Was sind vergangene Ereignisse, wenn nicht in Schnappschüsse gekippte Erinnerungen?

Was, wenn die Bruchstücke einer Biografie nicht anders wären als Filmschnipsel, und wenn wir die Gegenwart von ihrer zwingenden Macht befreien könnten? Sehen wir einen Film, dann treten wir anschließend aus dem Kino, reiben uns die Augen und wissen, dass alles nur Allegorie und Kunst war. Und doch berichten wir unsere Biografie, als wäre sie ein statisches Gebilde, das vor einem Schwurgericht standzuhalten hätte. Wie viel besser wäre es, könnten wir die Begebenheiten unseres Lebens als Regisseure in eigener Sache zu in sich abgeschlossenen Fragmenten bündeln, sie neu erzählen, neu schneiden. Wie oft fühlen wir uns dem Protokollarischen verpflichtet und merken dabei nicht, dass wir uns in ein erzählerisches Korsett zwingen, das den Weg enger und enger werden lässt.

In lichten Momenten konnte ich fühlen, wie wir hätten zueinander finden können. Entscheidungen erzeugen Weggabelungen der Ereignisse, eine kosmische Verästelung, die in geheimnisvollen Dimensionen das, was hier geschieht, vielleicht auf andere Weise fortführt.

So nahe ist mir eines der parallelen Leben, so nah, dass es mich streift, dass der Windhauch, der mir dort, in jenem parallelen Leben, über das Gesicht fährt, spürbar ist. Gibt es Parallel-

universen? Manche sprechen davon, ein geflüstertes Gerücht, gespeist aus Sehnsüchten. Wie kann ich zweifeln, jetzt, da es so nah ist. Nein, ich bin nicht in dich verliebt, du erinnerst mich lediglich an all die Empfindungen, die ich stark vermisse. Sehe ich deine Haut, diese braune Haut mit den feinen blonden Härchen drauf, schmecke ich Salz, weht mir feuchte Luft vom Meer durchs Haar, spüre ich warmen Sand zwischen den Zehen. Es ist nicht deine Haut, die ich schmecken möchte, sondern das Salz des Indischen Ozeans, des Arabischen Meeres oder des Pazifiks. Deine kühlen ruhigen Augen sind meine Augen. Sind meine Augen, die mit stiller Resignation die Lange-weile sehen müssen, die mich tagtäglich umgibt. In deinen Augen die Gleichgültigkeit gegenüber allem, das den tristen Alltag füllt, in deinen Augen, weit hinten, fast nicht zu sehen, das große Weh, ein Fernweh, das Tränen in die Augen treibt, so stark das Sehnen.

Ich gestatte dir, mein routiniertes Leben zu zerstören. Ich sehe in dieser unmöglichen Romanze die Axt, die mich von den Fesseln befreit, in die ich mich verheddert habe. Was ist Liebe?, antwortetest du, als ich dich fragte, ob es jemanden gibt, den du liebst.

Wer bist du für mich? Der zu Yin-Fleisch verdichtete Traum von Freiheit. Doch Freiheit ist auch der Tod eines festen Lebens, der zehntausend Erfahrungen, die eindringlich wispern: Bleib! Wie du gestern warst! Lass dich einstricken in die Halluzinationen dessen, was vermeintlich real ist, weil es einst stattfand. Lass dich einbinden in die Story deines Ichs, in den Plot einer vergeblichen Biografie.

TEIL 1

GESPINST

O DIE LESUNG

Kühle Tröpfchen fallen aus der grauen Novemberluft, und ich spüre sie wie Nadeln des Schicksals, das mich auslacht. Ich stütze mich mit der linken Hand auf den Stockschild, Mantel und Haar werden feucht, mein Herz schlägt zu schnell. Ich bin aus der Buchhandlung getreten und weiß nicht, wohin ich gehen soll.

Eine Stunde zuvor

Wie voll es ist. Die Stühle in der großen Buchhandlung stehen eng aneinander. Menschen drängen, um sich einen guten Platz möglichst weit vorn zu sichern. Ich lege meinen Mantel auf einen Stuhl am Rand der letzten Reihe. Sie muss mich nicht gleich erkennen. Ich sehe viele junge Leute, aber auch ältere ergraute Langhaarige mit Ansätzen zu Schmerbäuchen, vermutlich Nostalgiker, ähnlich gefangen wie ich in einem Leben, das sie nie wollten, sehnsüchtig sich zurückerinnernd an jugendliche Abenteuer, als das Leben aufregend zu bleiben versprach. Ein Versprechen, das sie selbst gebrochen haben, ähnlich wie ich.

Die letzten Raucher treten draußen ihre Kippen aus, zwingen sich durch die Stuhlreihen auf ihre Plätze, über denen ihre Jacken hängen.

Der Geschäftsführer der Buchhandlung betritt die improvisierte Bühne, dem Anlass entsprechend angetan mit offenem weißen Hemd ohne Krawatte, einem dunklen Jackett über der dunkelblauen Jeans. Er spricht von einem neuen leuchtenden Stern am Literaturhimmel, von einer literarischen Sensation der Saison, von der Überraschung, die selbst auf dem hart umkämpften Autorenmarkt noch immer möglich sei, von einer Ausnahmekünstlerin, deren Formbewusstsein sich nicht nur in Literatur, sondern mithin auch in bildender Kunst, Skulpturen, Malereien, ja sogar mit musikalischen *performances* bewiesen hätte, mir wird übel. Ich hatte sie in der Werkstatt bekifft Metallteile zusammenschweißen gesehen, Gerippe aus Stahl wie prähistorische Fossilien eines fernen lebensfeindlichen Planeten, und ich hatte sie lachen gehört, als sie einen Mutter Schlüssel als Penis in eine entfernt an einen Ziegenbock erinnernde Konstruktion verschweißte hatte, „Mutterschlüssel“ hatte sie gerufen, „verstehst du? Mutterschlüssel“, und in ihrem Mundwinkel hatte der Joint gehangen, erloschen mittlerweile, und: „Haste Feuer?“, und ich war von dem Hocker aufgestanden und hatte ihr Feuer gereicht.

Der Geschäftsführer ist endlich mit seinem Sermon fertig und kündigt nun die Künstlerin derselbst an, Zora Metelli, man solle sie herzlich begrüßen.

Kurze Pause. Wo ist sie?

Die Eingangstür öffnet sich noch einmal. Zora betritt den Raum. Sie pustet Rauch aus ihrem Mund. Offenbar hat sie gerade eine Zigarette ausgedrückt. Nein, sie raucht nicht. Oder, heute vielleicht?, damals jedenfalls rauchte sie nur Joints, keine Zigaretten. Vielleicht hat sie gekifft. Würde passen. Ich senke den Kopf, damit sie mich nicht erkennt. Ich spüre den Wind-

hauch, als sie an mir vorübergeht, die Stuhlreihen abschreitet, zügig, nicht exaltiert, ganz natürlich. Man sagt, ein Zuspätkommen sei ein Mittel, sich in Szene zu setzen. Sie hat sich in Szene gesetzt, indem sie unerwartet zur Eingangstür hereinkommt und dabei marihuanageschwängerten Rauch auspustet. Ihr Gespür für Auftritte ist ausgezeichnet, sie weiß, dass es keiner zusätzlichen Geste bedarf. Sie steigt mit einem kräftigen Schritt auf das Podium und sagt „Hi!“

Sie trägt schwarze Leggings, ein enges schwarzes Top, darum schlängeln sich die langen blonden Locken. Leggings sind ein modisches No-Go, doch bei ihr erstirbt jeder Gedanke daran. Im Schritt des Kleidungsstückes prangt eine Grafik, ein weißer Aufdruck, der das Skelett eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln zeigt. Die grätenhaften Knochen des Schwanzes weisen nach unten, der Kopf nach oben, die ausgebreiteten Flügel erzeugen die Illusion eines Dreiecks, das sich kongruent über die Vulva legt. Ich weiß, dass alle Augenpaare im Raum auf ihren Schritt gerichtet sind. Und sie weiß es auch. Ihre hellblauen Augen schweifen spöttisch über die amorphe Masse der Zuhörerschaft, ihre breiten Lippen verziehen sich auf einer Seite zu einem ironischen Grinsen. Abrupt setzt sie sich und beraubt die irritierten Augen ihres begafften Gegenstandes.

Ich habe mich gefragt, wie ich fühlen werde, wenn ich sie wieder sehe. Ob mein Herz ein bisschen schneller schlagen wird, ob mir die Knie weich werden, ob ich zornig werde, ob ich mich werde beherrschen können, ob ich nicht schreien werde, *Das ist mein Buch, du Hexe!*, oder ob ich ganz ruhig bleiben kann, ob mich das alles amüsieren, ich das alles als Schmierentheater genießen kann, in einer Distanz, einer Entrücktheit, die meiner Weltfremdheit angemessen ist. Und nun, da ich sie vor mir

sehe, nicht weiter als etwa zehn oder fünfzehn Meter, diese hellen Strähnen, mit denen ich gespielt, und die ich zwischen meinen Schenkeln gespürt hatte, und diesen Mund mit den etwas zu breiten Lippen, die sich wie Aale schlängeln, wenn sie lächelt, und ihre Exzentrik, die mit kleinen Inszenierungen die lächerliche Natur des Menschen entlarvt, und ihre Egozentrik, die ihr erlaubt, diese bösen Scherze unerkannt zu lassen und sich mit einem inneren Amusement begnügt, da will es mich zerreißen. Zora, der ich so nah gewesen war, verschwitzt auf den Bühnen, gemeinsam im Bus oder in Hotelzimmern schlafend, sie, geschlagen von mir an das stählerne Neuron, ihr mir so vertrauter Geruch. Nun sitzt sie dort vorn, einmal mehr auf einer Bühne, ich als Teil eines anonymen Publikums, als wären wir uns nie begegnet.

Zum Augenblick hasse ich sie.

Mein Herz schlägt zu schnell.

Sie liest. Und sie liest gut. Ich hörte sie auch damals gern, ihr klares Hochdeutsch mit einem leichten norddeutschen Schliff und vor allem ihre Stimme. Sie spricht nicht tief, aber sie kann ihre Stimmlage ziemlich variieren. Mal tief, guttural, mal laut und kristallin, eine Theaterstimme, würden einige vielleicht sagen. Das stimmt, aber ihre Theatralik ist nicht aufgesetzt. Sie ist so. Sie verstellt sich nicht, sie gibt sich Ausdruck.

Sie liest also, eindrucklich, mit besonderen Betonungen manchmal, als würde sie den eigenen Text ein wenig ironisieren wollen. Ich bin der Einzige, der diese Ironie versteht. Denn es ist nicht ihr Text, es ist mein Text. Sie macht sich über meine Worte und Sätze lustig. Aber ich gebe zu, dass sie zu ihr besser passen. Sie liest eine Passage über einen Drogentrip, im Ver-

gleich zu anderen Passagen des Buches ein eher harmloser Absatz, aber man fühlt beim Zuhören den Drive, den psychonautischen Irrsinn. Und zu diesem also nun diese Figur da vorn auf dem Podium, diese Furie, diese Schlange. Ich registriere, dass ihre Ausstrahlung nicht nur mich erreicht, es herrscht eine fiebrige Unruhe unter den Zuhörern, als würde Zoras Stimme die unteren Chakras der Anwesenden in Wallung bringen und deren Sexualhormonen einen aufmunternden Tritt geben. Man rutscht auf den Stühlen herum und nestelt sich nervös mit den Fingern an den Ohrläppchen.

Zora bricht ab, blättert ein wenig, als suche sie nach einer Stelle, die vorzulesen sich lohnen könnte, scheint versunken, dann lächelt sie, sagt „Ah ja, das ist lustig“ und lehnt sich mit dem Buch zurück. Sie beginnt wieder zu lesen. Ich kenne den Passus nicht, sie muss ihn später geschrieben haben. Der Protagonist macht Sex mit der Protagonistin – mit dieser und einem Mann. Ich weiß ja, dass sie mich und sich damit meint. Aber sie platziert einen Mann in unsere Intimität, einen Schwulen oder Bisexuellen, ich weiß noch nicht, worauf sie hinaus will. Aber sie wird im Text explizit, und mit jeder deutlicheren Anspielung, mit jedem Aufbrechen des literarischen Tabus lehnt sie sich weiter nach vorn, legt das Buch wieder auf den Tisch, beugt sich darüber, wirft mit der linken Hand halb illustrierende Gesten in die Luft, sie liest von erigierten Schwänzen, die die Protagonistin lutscht, und von ihr, die geleckt wird, sie liest vom Schwanz des Protagonisten, der in sie eindringt, während der andere Mann dessen Arsch fickt, sie liest vom Rhythmus, den sie stoßweise in ihren Unterleib dringen fühlt, und dass sie nicht wisse, wer von den beiden diesen Rhythmus vorgebe, ob der Protagonist nicht einfach die Amplituden weiterreiche, die der

harte Schwengel des Anderen in dessen Arsch pflanze, Stoß für Stoß. Und ich höre, dass sie mich meint, dass sie mich verhöhnt, dass sie mich fickt mit diesen Sätzen, mich, von dessen jetziger Anwesenheit sie nichts ahnt, und dessen Manuskript sie gestohlen und vermarktet hat. Eine unbändige Wut kriecht in mir hoch, die mir das Atmen schwer macht, auch der Seele kann übel werden. Ich muss mich zusammenreißen, darf mich nicht provozieren lassen. Unauffällig blicke ich mich um, der Text erregt die Zuhörerschaft, Männer wie Frauen, das ist offensichtlich und Zora hat ihren Spaß dabei, auch das sehe ich, ich kenne sie ja.

Nach etwa einer Stunde ist sie fertig, sie klappt das Buch zu und wendet ihr Gesicht und ihren Blick ins Publikum, ich sehe, wie sich ihre Oberlippe leicht kräuselt, das geschieht immer, wenn sie ein Lachen unterdrückt.

Der Geschäftsführer der Buchhandlung tritt auf die Bühne. Wieder salbungsvolles Gerede, Dankesworte, ein intellektuelles Umdeuten einer eigentlich perversen Show in eine hintergründige Kunstform. Das Obszöne wird zum Provokanten mit gesellschaftlicher Relevanz, sogar von Feminismus ist die Rede. Zora sitzt ungerührt hinter dem Tisch und ihre ironischen Augen ruhen kalt glitzernd auf dem Redner in dem blauen Sakko.

Ob es Fragen gebe, sagt der Geschäftsführer, jetzt sei Gelegenheit, mit der Autorin ins Gespräch zu kommen.

Verlegene Unruhe entsteht, eine kaum wahrnehmbare Zunahme von kleinen Bewegungen aller möglichen Gliedmaßen des Auditoriums. Ein untrügliches Zeichen, denke ich, für den Bruch zwischen passivem Erregtwerden und der Möglichkeit, irgendwie aktiv zu werden, etwa durch eine Frage.

Menschen halt. Moment, bin ich anders? Nein. Und ja. Jetzt schon. Die Einladung, Fragen zu stellen, gilt nicht mir. Ich bleibe, wie immer, am Spielfeldrand.

Niemand hebt die Hand, keiner sagt etwas. Der Geschäftsführer, nun auch verlegen, versucht das Schweigen zu brechen und die Zuhörerschaft zu ermuntern:

„Nur nicht so schüchtern. Ich glaube, Frau Metelli beißt nicht!“

Ich muss lachen, ein bisschen zu laut, wie ich erschrocken bemerke. Aber ich kann nicht anders, es ist mein Zwerchfell, das die Führung übernommen hat. Ich unterdrücke es schnell und sinke etwas tiefer in den Stuhl. Um mich herum wenden sich einige Köpfe zu mir, richten sich dann aber bald wieder nach vorn. Hat sie mich bemerkt? Hat sie zu mir geschaut? Ich bin erleichtert, vermutlich nicht. Zora schaut gelangweilt woanders hin.

Wieder übernimmt der Geschäftsführer das Wort, indem er sich an Zora wendet:

„Nun, Fragen scheint es keine zu geben. Wenn Sie dem Publikum etwas auf den Weg geben wollten, Frau Metelli, was wäre das?“

Zora sieht verwundert zu dem sie erwartungsfroh anlächelnden Buchhändler, als wäre er ein Insekt, das plötzlich versuchte, Tango zu tanzen.

Sie schüttelt den Kopf, steht auf, nimmt das Buch vom Tisch und klappt es zu, dreht sich noch einmal zum Publikum, als wolle sie nun doch noch etwas sagen, zuckt dann aber mit den Schultern, springt vom Podium und verschwindet hinter einer Tür mit der Aufschrift „Personal“.

Größere Unruhe nun, fast ein Ungehaltensein. Der Geschäftsführer hebt seine Stimme, sie wird etwas schrill:

„Frau Metelli macht sich nur etwas frisch! Natürlich steht sie gleich für das Signieren Ihrer Bücher zur Verfügung! Bis dahin machen wir eine kleine Pause, in einer Viertelstunde also geht es weiter. Vielen Dank!“

Einige Leute stehen auf, es sind natürlich die Raucher, einige schnappen sich ihre Zigarettenpackungen, andere ihre Tabakbeutel. Ich ziehe mir den Mantel während des Gehens an, schlage den Kragen hoch, verlasse die Buchhandlung. Es hat zu regnen begonnen.

Auf dem Weg nach Hause klopft mein Herz zum Zerbersten, unmöglich jetzt in diesen stillen, toten Wänden zu sein. Ich gehe in eine Kneipe, bestelle ein großes Bier, trinke in hastigen Zügen und bestelle noch eines.

Die Wut erstickt mich. Jetzt bin *ich* am Zug.

I VERSCHLUCKT VOM ZAUBERBUS

Damals

Dürres Gras, dornige Sträucher, sich vorm Wind wegduckende Steineichen. Ein von trockenen Halmen gelb wirkender Pfad, darüber das dunkle Blau des südlichen Himmels. In der Ferne, über dem Tal, die kargen Hänge der Sierra Nevada. Ich fühlte in meinem Rücken den warmen Wind vom Meer, der morgens Nebel vor den Bergen entstehen ließ.

Ich war früh aufgestanden, hatte in Granada einen Bus in die Berge genommen, in ein kleines Dorf, das noch im Schatten der aufgehenden Sonne lag. In einer Tienda, die Laden für Alltägliches, Café und Postamt in einem war, kaufte ich Weißbrot und Wasser und bestellte einen Espresso. Ich trank ihn vor dem Laden, in einem schmutzigen Plastikstuhl, vor mir abblätternder Putz mittelalterlich wirkender Häuser. Ein Lieferwagen fuhr vorbei und störte die Stille. Ich würde laufen, hoch in die Berge. Ich hatte Zeit, nichts trieb mich nach Hause, nur die Gewissheit, dass die Reise vorüber war.

Vor einigen Tagen noch logierte ich in einem kleinen Hostel in Sevilla, einer Stadt voller maurisch-spanischer Architektur, krummen Gassen mit weiß getünchten Häusern, jeder Menge

Tapasrestaurants, Gitarrenläden und Flamencoclubs in dunklen Hinterhöfen.

Ich war lange unterwegs gewesen, mehr als ein Jahr, viele Monate davon in Indien, später in Marokko und Portugal. Und dann war es genug gewesen. Eine Reise ist wie kleine Tode. Die Räume wandeln sich wie Szenen eines Traumes. Das Ich wird fragil, die biografischen Erinnerungen verlieren ihre Kontinuität.

In Sevilla besuchte ich die Kathedrale *Santa María de la Sede*, einen gotischen Prachtbau, dessen Innenräume an die maurische Zeit erinnerten. Das diffuse Licht darin war golden, und dieses goldene Licht brach sich an vergoldeten Bilderrahmen, goldenen Statuen, an Marmor und Elfenbein – ein heidnisch wirkendes katholisches Pantheon von Heiligen, Madonnen, Erlösern, längst toten Würdenträgern. Reisen macht einsam, und ist man einsam, beginnt man in sich selbst zu debattieren. Man wird zu einem Pingpongball, der an den Innenwänden des Denkens zurückprallt und dessen Effekt die Richtung der Gedanken nicht vorhersagen lässt. Und so gefiel mir der Gedanke – einer dieser Gedanken mit viel Drall in unwägbar Richtungen – meine Biografie sei nicht viel anders als diese Kathedrale; eine Sammlung von Erinnerungen, viele davon in Stein gehauen, einige nur auf zartem Pergament angedeutet. Ein riesiger Bau mit tausend Zimmern, hinter deren Türen sich Welten verbergen können. Ich sah mein Leid in den Figuren des Gekreuzigten, in dessen gequältem Gesicht, in dem Blut, das aus den Speerwunden floss. Blutete ich in der Seele? Erinnerungen sind blutleer – wenn sie zu bluten scheinen, ist es Kunstblut. Es wurde Zeit zu gehen. Die Reise zu beenden. Aus mir, aus all den Erinnerungen herauszutreten. Eine schöne Frau

erhob sich aus dem Gestühl, streifte die Stola von ihrem Scheitel und schritt aufrecht und stolz zum Ausgang. Neben all den toten Motivbildchen, Figurinen, Gemälden, Skulpturen schien sie das einzige Element meiner Tagträumerei zu sein, das lebte, das aus Fleisch und Blut und das ganz Gegenwart war. Und sie, das pulsierende Leben, verließ den sakralen Bau. Wollte ich leben? Oder in dem Dom meiner Erinnerungen weiter den Archivar spielen? Kurz nach ihr stand ich auf, ging zum Ausgang und drückte die Klinke des schweren Portals nach unten. Die Sonne blendete mich.

Die Reise hatte ihren Zweck erfüllt. Ich fühlte jene Mischung aus Bedauern und dezenter Anspannung, die einen in den letzten Tagen einer Reise überfallen kann. Der letzte Genuss der schnell vorbeiziehenden Bilder, des vertraut gewordenen Exotischen, das wie irre die Kulissen der Wahrnehmung hin und her schob.

Ich hatte keine Eile. Die Möglichkeit, das Flugzeug zu nehmen, war mir zu rabiät, ich entschied mich für die Eisenbahn, für eine langsame Heimreise, die allmählich und behutsam die Landschaften anglich. Ich würde mit dem Zug nach Granada fahren, von dort weiter nach Valencia. Deutschland konnte noch warten.

Ich fragte den Chef des Ladens nach einem Weg auf den Berg. Ich verstand nur einige Schlagworte. Links, die Straße entlang, dann über die kleine Brücke und dort würde ich den Pfad sehen. Die Luft war noch kühl von der Nacht, die Nebel an den Hängen würden sich bald in der Sonne auflösen.

Ich hatte die Straße für mich. Ein Fenster öffnete sich und eine Frau legte Kopfkissen zum Lüften auf das Fensterbrett.

Das Dorf endete vor der Brücke und nach dieser entdeckte ich einen staubigen kleinen Platz, von dem ein Feldweg abzog. Ich folgte ihm, bald sah ich die Straße nicht mehr. Der Feldweg schien bisweilen von Traktoren oder anderen landwirtschaftlichen Fahrzeugen benutzt zu werden, die Spuren von Reifen führten dann und wann in Plantagen knorriger Korkeichen und Olivenbäumen. Ich folgte ihm um einen kleinen Hügel, lief eine kleine Strecke neben einem Bach aus den Bergen. Am Rande einer kleinen Lichtung stand ein alter Mercedesbus, eines dieser voluminösen kantigen Gefährte, die schon unzählige Male geschweißt worden und in dieser undefinierbaren Farbe zwischen Grau und Grün gestrichen waren. Deutsches Nummernschild, Hamburger Kennzeichen. Ich ging an ihm vorbei, um zu dem kleinen Pfad zu gelangen, der auf den Berg führte. Es war still. Der Bus wirkte verlassen. Der Staub auf der Karosse verschmolz ihn mit der Landschaft. Ich zögerte, lauschte, hörte aber nichts, auch nicht die Geräusche eines vielleicht abkühlenden Motors.

Nach wenigen Metern des Aufstiegs hatte ich den Bus wieder vergessen. Ha, welch Irrtümern verfallen wir doch! Kein Hinweis auf dem Mercedes, kein Graffito in der Art von *Dieser Bus wird dein Schicksal sein!* oder *Steig hier auf keinen Fall ein!* oder *Steig auf jeden Fall in diesen Bus!* Nur ein Auto, unscheinbar zwischen Bach und Feldweg, rücksichtsvoll geparkt, um nicht den Bauern im Weg zu stehen. Wann erkennen wir schon, was uns künftig bestimmen wird? Während des Aufstiegs kreisten meine Gedanken natürlich um ganz andere Dinge. Die lange Reise hatte mich mit grausamer Präzision von allem abgetrennt, was ich vorher mein Leben genannt hatte. Das Alleinsein war zu einem gewohnten Zustand geworden. Meine Augen waren

Fischer, die ihre Blicke wie Netze auswarfen und Bilder einfingen. Bilder einer Welt, die sich immer weiter zurückgezogen hatte, bis sie zu einer Kulisse zerrann, in der ich mich selbst spiegelte wie ein Stückeschreiber, der dem verlassenen Theater und den Requisiten auf der Bühne irgendeinen Sinn abzuringen versuchte.

Konnte man – konnte ich – in der Lebensmitte noch einmal von vorn beginnen? Auf einem Nullpunkt stehend sich neu in die Welt spucken? Und was hieß überhaupt Lebensmitte? Meinte man eine numerische Mitte, indem man die Gesamtheit vermuteter Lebensjahre durch zwei teilt? Oder eine qualitative Mitte? Eine goldene Mitte oder Mittelmaß? Buddhas Weg der Mitte oder die zwanghaften Kompromisse der Anpassung? Nach einer oder zwei Stunden setzte ich mich auf einen runden Fels, trank Wasser, aß etwas Weißbrot, schaute über die Ebenen im Westen und Süden, beobachtete einen durchsichtig wirkenden Skorpion, nicht größer als ein Handteller, doch giftig. Er verschwand hinter einem Stein.

Ich lief weiter. Schon fast auf dem Gipfel, in der nun glühenden Mittagssonne, kreiste über mir ein Raubvogel, ein Bussard oder ein Adler.

Eine indianische Legende fiel mir ein, von der mir ein Freund erzählt hatte: Adler werden normalerweise nicht älter als zwanzig oder dreißig Jahre. Krallen und Schnabel hören nicht auf, neues Horn zu bilden, bis diese nicht mehr zur Jagd taugen. Es gibt aber für den Adler eine Möglichkeit, nur eine, länger zu leben. Er zieht sich in die Berge zurück, vielleicht in seinen Horst, und schlägt in einem äußerst schmerzhaften Prozess mit dem Schnabel gegen den Fels, bis er wieder die passende Größe und Schärfe besitzt. Er schabt sich die zu groß und stumpf

gewordenen Krallen wieder scharf, rupft sich die verbrauchten Federn aus, bis neue nachwachsen. Übersteht er diesen Kampf gegen jene Variante seiner selbst, die sich überlebt hat, wird er wieder fliegen und jagen können. Ihm wäre ein zweites Leben geschenkt. Andernfalls stirbt er.

Ein zweiter Vogel tauchte auf und umflog den ersten in weiten Kreisen. Ich sah keinen Flügelschlag, nur ein ruhiges Schweben der beiden umeinander.

Noch immer stand der alte Mercedesbus am Bachufer, als ich zurückkam. Ich blieb auf dem Weg stehen, halb verdeckt durch Bäume. Die seitliche Schiebetür stand offen. Eine Frau stieg aus. Durch die Zweige eines Baumes hindurch sah ich sie barfuß zum Bach gehen, sich dort ein schwarzes Trägershirt und eine kurze ebenso schwarze Hose abstreifen, sich die dichte blonde Mähne zu einem Knoten binden. Sie war zu weit entfernt, um ihr Gesicht sehen zu können. Ich sah nur ihren nackten Körper, dessen muskulöse Konturen, die Andeutung von Tattoos auf Rücken, Oberarmen und Unterschenkeln. Ihr Haar schien heller als ihre gebräunte Haut. Ich blieb unsicher im Schatten der kleinen Eichen, beobachtete die Frau, wie sie sich über den Bach beugte, erst Wasser mit den Händen schöpfte und sich dann der Länge nach in das flache Wasser legte. Mir wurde mein voyeuristischer Anteil an dieser Szene bewusst und ich riss mich von dem Anblick los. Langsam und bedacht darauf, sie nicht durch Geräusche auf mich als ungebetenen Zuschauer ihrer Körperpflege aufmerksam zu machen, lief ich behutsam im Schutz des Busses an ihr vorbei.